

Das parlamentarische Menuett

An einem Nachmittag im Bundestag geschah etwas, das in keiner Tagesordnung angekündigt worden war.

Die vorletzte Sitzung vor der Sommerpause war beendet. Die Abgeordneten hatten abgestimmt, Zwischenrufe protokolliert, Erklärungen abgegeben und einander noch einmal bescheinigt, woran es der jeweils anderen Seite fehle. Manche eilten bereits zu den Ausgängen. Andere standen in kleinen Gruppen zusammen und redeten weiter, als wäre das Parlament ein Gespräch, das niemals wirklich unterbrochen werden kann.

Dann öffneten sich die Türen zum Foyer des Paul-Löbe-Hauses.

Dort wartete ein kleines Orchester. Keine Blaskapelle, kein Wahlkampfschlager, keine feierliche Hymne. Streicher, eine Oboe, ein Fagott und ein Cembalo. Auf dem Boden waren mit schmalen Linien die Figuren eines barocken Gesellschaftstanzes eingezeichnet. Eine Pavane der politischen Fantasie.

Zuerst glaubten alle an einen Scherz. Einige griffen nach ihren Telefonen. Andere sahen sich vorsichtig um, ob irgendwo eine Kamera verborgen war. Doch eine Mitarbeiterin des Bundestages trat nach vorn und erklärte:

„Zum Abschluss der Sitzungsperiode laden wir Sie zu einem parlamentarischen Menuett ein. Die Teilnahme ist freiwillig. Die Paarungen wurden ausgelost.“ Ein leises Lachen ging durch den Raum. Es klang erleichtert und beunruhigt zugleich. Denn Politiker sind daran gewöhnt, aufeinander zuzugehen, wenn die Kameras laufen. Sie reichen Hände, stellen sich nebeneinander, lächeln für einige Sekunden und treten anschließend wieder auseinander. Ein Tanz verlangte mehr. Man musste den anderen ansehen. Man musste auf seinen Schritt achten. Man durfte nicht einfach weitersprechen, wenn der andere stehen blieb.

Die ausgelosten Paare fanden sich. Manche Konstellationen wirkten fast erwartbar. Andere ließen den Raum verstummen. Eine scharfzüngige Oppositionspolitikerin stand plötzlich einem Staatssekretär gegenüber, dessen Reform sie am Vormittag noch als „Verwaltung gewordene Wirklichkeitsflucht“ bezeichnet hatte. Ein Fraktionsvorsitzender musste sich von einer jungen Abgeordneten führen lassen. Weil es mehr Männer als Frauen in den entscheidenden Positionen gab, übernahmen einige von ihnen die traditionell weibliche Tanzposition.

Das führte zu ersten Irritationen. „Wer beginnt?“, fragte einer. „Heute offenbar ich“, antwortete seine Kollegin.

Das Orchester setzte ein. Die ersten Schritte waren unsicher. Manche verbeugten sich zu tief, andere zu flüchtig. Einige versuchten, den Takt durch Entschlossenheit zu ersetzen. Sie zogen ihr Gegenüber mit sich, als müsse auch der Tanz einer Fraktionsdisziplin folgen.

Doch ein Menuett lässt sich nicht beschleunigen, nur weil jemand schnell ans Ziel möchte.

Man musste warten. Sich nähern. Zurücktreten. Den Platz wechseln. Einander den Raum überlassen und ihn im nächsten Augenblick selbst betreten.

Bald zeigte sich: Manche beherrschten die Schritte der Macht. Schwieriger war es für sie, sich führen zu lassen.

Zwischen den Figuren wurde gesprochen.

Nicht viel. Das Menuett ließ keine langen Reden zu.

„Ihre Rede war heute ziemlich hart.“ „Ihre Reform auch.“

Ein Schritt nach links.

„Beim dritten Änderungsantrag könnten wir noch einmal reden.“

Eine Verbeugung.

„Ohne Kameras?“ „Am besten.“

Dann trennten sie sich und wurden anderen Partnern zugeführt.

Der Tanz hob die Unterschiede nicht auf. Niemand wechselte die Fraktion, weil er für einige Takte die Hand eines politischen Gegners gehalten hatte. Niemand nahm einen Widerspruch zurück. Auch die Mehrheitsverhältnisse blieben bestehen.

Aber für einen Augenblick waren die anderen nicht nur Stimmenblöcke, Lager oder Hindernisse. Sie waren Menschen mit einem eigenen Rhythmus. Manche traten zu kurz, andere zu weit. Einige entschuldigten sich leise, wenn sie dem Gegenüber auf den Fuß kamen. Und merkwürdigerweise wurde eine solche Entschuldigung angenommen, ohne dass sofort ein Schuldeingeständnis für die gesamte Legislaturperiode daraus gemacht wurde.

Am Rand standen die Tanzmuffel. Auch sie gehörten dazu. Niemand zwang sie auf die Fläche. Sie beobachteten, kommentierten und stellten fest, dass manche politischen Gegner überraschend anmutig tanzten. Einer sagte: „Den hätte ich für unbeweglicher gehalten.“ Seine Nachbarin antwortete: „Vielleicht sieht man vom Rednerpult aus nur einen Teil des Menschen.“

Als das letzte Stück verklungen war, standen die Abgeordneten für einen Augenblick unschlüssig im Raum. Es gab keinen Antrag, über den abgestimmt werden konnte, keine Präsidentin, die den nächsten Tagesordnungspunkt aufrief.

Schließlich applaudierten sie dem Orchester und ein wenig auch einander.

Am folgenden Morgen waren die politischen Unterschiede noch vorhanden. Einige Auseinandersetzungen wurden sogar schärfer geführt als zuvor. Doch in einer Arbeitsgruppe erinnerte sich eine Abgeordnete daran, dass ihr Gegenüber beim Tanz auf ihren Schritt gewartet hatte. Sie ließ ihn ausreden.

Ein Staatssekretär strich aus einer vorbereiteten Erwiderung einen besonders höhnischen Satz. Und zwei Hinterbänkler trafen sich im Café, um über den dritten Änderungsantrag zu sprechen. Das parlamentarische Menuett hatte die Politik nicht versöhnt. Es hatte sie auch nicht verwandelt.

Aber vielleicht hatte es ihr für einen Nachmittag etwas zurückgegeben, das sie im Sitzen leicht vergisst:

Bewegung.

Denn Demokratie verlangt nicht, dass alle denselben Schritt machen. Aber sie lebt davon, dass Menschen einander wahrnehmen, wenn sie sich bewegen. Und manchmal beginnt eine gemeinsame Welt mit einer Verbeugung und der leisen Frage:

„Darf ich bitten?“